

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 7. — Sonntag, den 13. Februar 1927.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Winter im Erzgebirge.

Deutsche Sehnsucht in die Weite rastet nimmer. Früher glaubte man, ihr nur im Frühling, Sommer und Herbst Erfüllung geben zu können. Im Winter aber ging man nicht aus seinen vier Pfählen heraus. Diese Ansicht hat sich gewaltig gewandelt im Lauf der letzten Jahre, und zu unserem Glück. Wir brauchen die Weite nicht draußen nur in der unbekannten Welt, die uns Wunder und Geheimnisse erschließen soll, zu sehen, sondern sollten sie zunächst einmal in unserer Heimat selbst suchen. Gerade im Winter, wenn weiße Sterne lautlos taumeln und der Wald verhüllt ist in Eis und Schnee, dann treibt es nicht bloß unsere Jugend hinaus mit Rodesschlitten, Schnee- und Schlittschuhen, sondern alles, was noch nicht ganz zum Stubenhocker geworden ist, folgt diesem Zug der Zeit, wenn das Wochenende uns einen freien, frohen Tag gibt. Wandern und Schauen, wir lernen es allmählich immer mehr draußen, auch in der kristallklaren Winterluft, die die Augen glänzend und die Wangen rot macht.

Besonders in unserem Erzgebirge sind die Sehnsucht nach dem Winter und das Wandern und Sporttreiben in ihm seit langen Jahrzehnten beheimatet. Als klassische Stätte des Wintersportes ist unser Gebirge in Deutschland und darüber hinaus bekannt, und auch die Presse kündigt seinen glänzenden Ruf weit hin in die ganze Welt. So finden wir im „Hamburger Fremdenblatt“ dieser Tage folgende begeisterte Schilderung des winterlichen und sporttreibenden Erzgebirges:

Gewaltig, wie eine schützende Mauer zieht sich zwischen Sachsen und der Tschechoslowakei das Erzgebirge hin. Das vom Fichtelberge bis zur Senke zwischen Röllendorf und Tscha reichende Bergmassiv

steigt von Sachsen her langsam in Terrassen und Wellen bis zu einer Höhe von 1200 Metern an, viele landschaftlich schöne Täler, die Auswaschungen der Bäche und Flüßchen, gliedern die Nordseite in reizvoller, abwechslungsreicher Weise. Nach der tschechischen Seite fällt das Gebirge steil ab, kurze, tiefe Täler und Schluchten zerreißen die Bergwelt und geben so, im Gegensatz zur weichen sächsischen Seite, Bilder wilderen und schrofferen Charakters. Diese Bergwelt bildet, begünstigt durch die zahlreichen schön gelegenen Dörfer, Höfe und Hotels, selbst bis in die höchsten Regionen hinauf, ein ideales Wintersportgebiet. Der Wintersportler, der sich in erster Linie zur Erholung die flinken Bretter unter-

snallt, um inmitten des Erzgebirgswinters dem lungen- und nervenstärkenden Skisport obzuliegen, findet hier die für ihn passende Umgebung. Die Landschaft des Erzgebirges wird in erster Linie durch ihre riesigen Wälder bestimmt. Stundlang streift der Skiwanderer durch den winterlichen Tann, kein Laut ringsum, nur die Bäume stöhnen und ächzen unter der weißen Last, die alles bedeckt. Blößen und Täler mit verschneiten, weltverlorenen Dörfern wechseln miteinander ab, aber immer ist es der Wald, der dichte, schwarze Tann des Erzgebirges, der allem seine Note aufdrückt. Keine schwindelerregenden Gefälle, keine abgrundtiefen Täler reizen hier zu gewagten sportlichen Exkursionen, nein, weich und wellig der Weg, den der Ski knirschend durchheilt.

Dieser verhältnismäßig ruhige und beruhigende

Landschaftscharakter hat dem Wintersport hier im Erzgebirge keinen Einhalt getan, im Gegenteil, zwischen den unverkennbar sächsischen Lauten der Besucher aus Dresden, Leipzig,



Kursusteilnehmer auf dem Prinzenwege (Fichtelberg).



Auf dem Wege zum Keilberg.

Ch. Plauen und Zwickau hört man mehr und mehr Laine, die auch auf regen Besuch aus anderen Wintern unseres Vaterlandes schließen lassen.

Von Dresden, Chemnitz und Freiberg her windet sich die Eisenbahn durch die engen, waldreichen Täler bis zu den hochgelegenen Ortschaften; sie führt auch zu Deutschlands höchster Ortschaft mit Deutschlands höchstem Bahnhof, zum Winterkurort Oberwiesenthal.

Der Keilberg und der Fichtelberg sind die höchsten Erhebungen des Erzgebirgskammes, bis zu 1244, resp. 1213 m steigen sie an und beherrschen so im Bunde mit dem 1018 m hohen Auersberg, dem 1111 m hohen Spitzberg und vielen anderen, das hohe Erzgebirge. Den Fichtelberg, den höchsten Berg innerhalb der grünweißen Grenzpfähle (der benachbarte Keilberg ist tschechisch) krönt ein zweckmäßig eingerichtetes und bequemes Unterkunfts Haus. Herrlich ist der Ausblick von hier aus in die sächsischen und tschechischen Lande. Sanft und wellig steigt von Norden her die weiche Märchenlandschaft an, kullissenartig schiebt sich eine sanft gerundete bewaldete Bergkuppe vor die andere. Nach Süden zu ist die Landschaft wilder, schroff, und unvermittelt geht es in schroffen und steilen Hängen, nur noch überragt vom Keilberg, fast bis zum Egertal hinab.

Der Fichtelberg und seine Umgebung bildet das Hauptwintersportgebiet des Erzgebirges, hier liegt auch Oberwiesenthal, das sächsische St. Moritz. Rege ist hier der Sportbetrieb, seine Höhenlage beträgt 918 Meter, die des benachbarten Fichtelberges ist um 300 Meter höher. Dieser Höhenunterschied begünstigt eine rege und ergiebige Sporttätigkeit, sei es auf Ski, Bob oder Rodel; hier herrscht im Winter auch reges gesellschaftliches Leben. Mustergültige Sporteinrichtungen, so eine 1250 Meter lange Schwebebahn, die den Wintersportler in kaum zehn Minuten zum Fichtelberghaus befördert, von wo er dann auf ausgezeichnete Rodelbahn zu Tal sausen kann, auch Sprungschanzen in beliebiger Höhe und viele andere Anlagen zeigen, daß der rührige, aufstrebende Winterkurort für seine Besucher alles mögliche tut.

Neben dem führenden Oberwiesenthal verdienen aber auch die anderen Sportplätze des Erzgebirges Erwähnung. So sind Annaberg, Johannegeorgenstadt, Eibenstock, Scheibenberg, Böhlberg, Carlsfeld, Rittersgrün, alle im westlichen Teile des Gebirges gelegen, Winterkurorte, die Wintersport mannigfacher Art, allerdings in bescheidenen Grenzen, ermöglichen; auch hier gibt es gute Rodelbahnen, Eisbahnen und oft auch Sprungschanzen.

Im östlichen Teile ist Geising-Altenberg beliebt und besucht, die Bob- und Rodelbahnen sind gut im Stande und von achtbarer Länge: die reizende Gegend ladet zu lohnenden Skifahrten ein. Hier seien auch die Kurorte Bärenburg und Ripsdorf erwähnt; auch ist Gelegenheit zu reger Sportbetätigung und zu schönen Skifahrten im schönen Tann des Gebirges.

Der Wintersport des Erzgebirges wird durch die anerkannt beständige und gute Schneelage begünstigt, die Kammwege und die wellige, sanfte Landschaft sagt besonders dem Skiläufer zu; er wird in jedem Falle auf seine Kosten kommen und sicherlich noch lange an herrliche Fahrten im hohen Erzgebirge zurückdenken.

Wie Georg Eienkel in Buchholz einwanderte.

Zur Erinnerung an einen bahnbrechenden Posamentier des oberen Erzgebirges.

(Fortsetzung.)

III. Wie sie nach Amsterdam kamen.

Von Antwerpen wandte sich die Eienkel'sche Familie samt ihrem Schutzbefohlenen, dem kleinen Christoph Thiel, zunächst nach dem Norden, zu Schiffe die Schelde hinunter nach Middelburg, einer Stadt nicht weit von dem bekannten Blij-

singen und jetzt ungefähr so groß wie Annaberg, von dort, da sie sich selbst da nicht sicher fühlten, weiter nach Leyden, welches bald so mannhaft für die Sache des Evangeliums eintreten sollte. Denn in die siebziger Jahre fielen ja die Heldentage der Leydener Bürgerkämpfe, welche selbst die Dämme zerstörte, damit es den Meerengen möglich würde, auf kleinen Schiffen die Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen, eine Opferfreudigkeit, welche man ihnen durch Errichtung einer evangelischen Universität in ihren Mauern lohnte. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht lange. Überall im ganzen Lande füllten sich ja die Kerker mit den Bekenntnern der evangelischen Lehre, und wenn nur diese wenigstens einig gewesen wären. Aber da gabs Calvinisten und Lutheraner, und beide sahen sich mit scheelen Augen an. Auch in Middelburg und Leyden war dies der Fall. Die dortigen Evangelischen, welche fast durchgängig Calvinisten waren, wollten von den Eienkels als entschiedenen und strengen Lutheraner nicht viel wissen, und doch hätten sie eng mit denen zusammenhalten müssen, die wie sie sich zu demselben evangelischen Glauben bekannten in dieser Zeit der Not, da die Macht der Geusen für den Augenblick fast völlig gebrochen, Margarethe von Parma unbestrittene Herrin des ganzen Landes war, und ein Alba seine blutigen Geleise schrie.

Die Eienkel'sche Familie fühlte: der Boden brannte unter ihren Füßen, und doch wollten sie ihr geliebtes Vaterland nicht verlassen. Da war Amsterdam ihre letzte Hoffnung. Zwar war Amsterdam damals noch gut katholisch. Hielt doch die reiche Handelsstadt noch bis zum Jahre 1578 an dem alten Glauben fest. Aber Amsterdam hatte schon damals den Ruf einer toleranten Stadt. Und so hofften sie, wenn noch irgendwo in ihrer Heimat, so hier eine Zufluchtsstätte zu finden. Ihre Hoffnung täuschte sie. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo Amsterdam den Namen Cleutheropolis, d. i. Freiheitsstadt, und Trenzopolis, d. i. Friedensstadt, mit vollem Rechte führen durfte. Die großartige Toleranz, die Amsterdam allerdings später übte, und zwar noch in einer Zeit, die sonst nichts von religiöser Duldung wußte, die großartige Toleranz Amsterdams, die die Mennoniten unangefochten ihres Glaubens leben ließ, die den aus Irland kommenden Puritanern, sowie den aus Portugal flüchtenden Juden, ja sogar dem Philosophen Spinoza ein Asyl gewährte, sie kam damals wohl schon den Calvinisten, nicht aber den Lutheranern zu gute. Vierzig Jahre mußten erst vergehen, bis auch die Lutheraner, welche noch in den ersten Jahren nach der Utrechter Union mannigfach überwacht und bedrückt worden waren, bei Einweihung eines Gotteshauses in Amsterdam versichern konnten: „Wir haben einen löblichen Magistrat, der für alle Untertanen väterlich sorgt, der auch unseren Kirchbau huldvoll gestattet hat und auf alle Weise darauf bedacht ist, daß diese unsere geliebte Stadt blühe, und daß alle Einwohner, mögen sie einer Konfession angehören, welcher sie wollen, ein stilles und ruhiges Leben führen können.“

IV. Wie sie nach Frankfurt gingen.

So war auch hier ihres Bleibens nicht; und wieder ergriffen sie den Wanderstab. Doch wohin sollte es nun gehen? Ihr Herz wollte brechen, da sie das geliebte Vaterland verlassen mußten. Höher aber als ihre Vaterlandsliebe stand ihnen die Treue zu ihrem teuren evangelisch-lutherischen Bekenntnisse. Darum waren sie auch nicht im Zweifel, wohin sie sich nun zu wenden hatten. Frankfurt am Main, das war jetzt ihr Ziel. Dort würden sie, wie sie wußten, „Antorfer“, d. i. Antwerpener Glaubensbrüder finden. Unter den niederländischen Emigrantenkolonien der damaligen Zeit war die lutherische Kolonie in Frankfurt am zahlreichsten. Frankfurt war eine überwiegend lutherische Stadt. Vielsältig waren überhaupt die Beziehungen, welche damals das lutherische Frankfurt mit der lutherischen Metropole der Niederländischen Lutheraner, mit derselben Stadt verbanden, aus welcher die Eienkels stammten. Eine derselben mag es ganz besonders gewesen sein, welche in beiden Eheleuten in der Amsterdamer

Leidenszeit den Plan reifen ließ, die freie Reichsstadt am rechten Mainufer aufzusuchen. Gerade drei Jahre vor ihrem Wegzuge aus Antwerpen, also im Jahre 1564, war ein gewisser Cassiodoro de Reina nach Antorf gekommen. In Sevilla hatte er in den Mauern eines Klosters den evangelischen Heilsweg kennen gelernt, mußte aber vor den Häshern der Inquisition fliehen, als die Verfolgung über die Brüder hereinbrach. Nach manchen Wanderungen fand er in London eine Zufluchtsstätte als Prediger der dortigen protestantischen Volksgenossen. Aber es gelang dem Einflusse Philipps II., des erzkatolischen Königs von Spanien und damals gerade vermählt mit Maria der Katholischen von England, ihn auch von da zu vertreiben. Nun begab er sich nach Antwerpen, wohin auch seine Frau in Seemannskleidern ihm folgte. Aber trotz des hohen Preises, den die Spanier auf sein Haupt setzten, gelang es ihm, sich eine geraume Zeit dort verborgen zu halten, bis er endlich auch diese Stadt verließ, um in Frankfurt am Main ein neues Asyl zu finden. Den hatten nun auch die Eienkels kennen gelernt, und von ihm mögen sie Manches über Frankfurter Verhältnisse erfahren haben, stand er doch in einem regen brieflichen Verkehr mit den Antorfer Lutheranern, bis ihm später sein Lieblingwunsch in Erfüllung ging, und er wieder in die Stadt zurückkehren konnte, wo er als Flüchtling einst so freundliche Aufnahme gefunden hatte. Und dazu kam noch dies: Ihr lieber Freund Jacob Thiel, den sie in Antwerpen hatten zurücklassen müssen, und dessen Söhnchen sie mit sich genommen, hatte in Frankfurt am Main einige Verwandte, die schon früher aus Antwerpen dorthin übergesiedelt waren. Es waren ebenfalls Handwerker, die, wenn sie auch ursprünglich Calvinisten gewesen sein mochten, doch sich vorwiegend zu der im Entstehen begriffenen Niederländischen Gemeinde Augsburger Confession hielten.

V. Weshalb sie nicht in Frankfurt blieben.

So ging's denn den Rhein hinauf, über Wesel und Köln, wo sie nur kurze Rast machten und dem und jenem lieben Bekannten dort nur im Fluge die Hand drückten, nach Frankfurt am Main. Wie nicht anders zu erwarten war, suchten sie zunächst die Verwandten ihres Antwerpener Freundes und den spanischen Glaubensgenossen Cassiodoro auf, der dort zum Unterhalte für seine vielköpfige Familie einen schwunghaften Seidenhandel trieb. Auch andere Freunde und Bekannte trafen sie dort wieder nach längerer Trennung. Hatten sich doch in Frankfurt zahlreiche Antwerpener Kaufleute und Handwerker, besonders Juweliere, Barchent- und Sammetweber, und vor allem auch Posamentierer niedergelassen, welche wie die Eienkels um ihres Glaubens willen ihre Vaterstadt hatten verlassen müssen.

Man sollte nun denken, daß die Eienkels dort sich gar wohl gefühlt hätten, zumal der Herr ihnen dort ein zweites Anäblein schenkte, dem sie den Namen Peter gaben, und der wie sein älterer Bruder Georg auch für Buchholz von besonderer Bedeutung geworden ist.

Was war es denn aber, das die Eienkels auch von Frankfurt wieder forttrieb? Hatten sie Gefallen gefunden an ihrem Wanderleben, oder trat man ihren religiösen Gefühlen irgendwie zu nahe, oder fehlte es ihnen an Arbeit, so daß sie dort am Hungertuche nagen mußten? Lust am Wanderleben war es nicht, die sie weiter nach Osten ziehen ließ. Denn, nachdem sie den Ort erreicht hatten, wohin sie von Frankfurt aus gehen wollten, blieben sie dort ihr Leben lang, und obwohl ihre Söhne von Buchholz aus sie mehrmals aufforderten, ihnen dorthin nachzukommen, wollten sie doch ihr geliebtes Dinkelsbühl, das ihnen zur zweiten Heimat geworden war, nicht verlassen.

Schon etwas anders stand es aber bezüglich des zweiten Punktes. Machten sich doch wie an andern Orten so auch in Frankfurt die konfessionellen Bedenken geltend. Die alte Reichsstadt, eine Hochburg prononzierten Luthertums, die sogar die im Jahre 1585, demselben Jahre, da Georg Eienkel in Dinkelsbühl zum Gesellen gesprochen wurde, mit ihrem Archiv

und Kirchensiegel von Antwerpen nach Frankfurt übersiedelnde lutherische Gemeinde mit argwöhnischen Blicken betrachtete und ihr nicht ohne inneres Widerstreben und erst nach geraumer Zeit eine Kirche zu einem französischen Gottesdienste überließ, nahm auch die damals in den 70er Jahren einwandernden Lutheraner nicht gerade mit offenen Armen auf. So kam es, daß auch die Eienkels manchen Anfechtungen ausgesetzt waren, zumal es sich bald herumsprach, daß ihr Pflegbefohlene, der kleine Christoph Thiel, aus einer calvinischen Familie stammte. Was nützte es ihnen, daß sie in nahe Beziehungen zu einigen der damaligen Frankfurter Geistlichen traten, so zu Mathias Ritter und Petrus Geltner, welcher letzterer 1587 mit der Augsburger Konfession nebst ihrer Apologie unterschrieb, und dem zu Ehren sie ihrem zweiten Söhnchen den Namen Peter gaben? Was nützte es ihnen, daß sie nach eingeholter Einwilligung seines Vaters den kleinen Christoph lutherisch zu erziehen versprochen? Man konnte es ihnen nicht vergessen, daß sie Antorfer Lutheraner waren, daß sie calvinische Freunde und Bekannte hatten, ja, daß sie ein Anäblein aus einer altcalvinischen Familie sozusagen an Kindesstatt angenommen hatten.

Im letzten Grunde aber sollten es nicht religiöse Anfechtungen, sondern Fragen des praktischen Lebens sein, welche dem Jacob Eienkel den Aufenthalt in Frankfurt verleiteten. Wie viele seiner Landsleute hatte er als geschickter Arbeiter in dieser Stadt sein auskömmliches Brot gefunden. Aber gerade das war es, was den Gegensatz zwischen ihm und seinen Leidensgefährten verschärfte. Waren doch die Emigranten aus den Niederlanden und Frankreich, die sogenannte wälsche Einwanderung, ein Faktor, mit dem der Rat von Frankfurt rechnen mußte. Da die Einheimischen durch die fremde Konkurrenz Schaden erlitten, bemühte sich der Magistrat der Stadt, auf jede Weise die Aufnahme derselben in's Bürgerrecht und damit die dauernde Ansiedlung zu erschweren. Unverheiratete Männer wurden nur aufgenommen unter der Bedingung, keine andere als eine Bürgerstochter zu heiraten, und den Verheirateten, zu denen ja auch Jacob Eienkel gehörte, wurde von Magistratswegen, um ihnen das Fortziehen indirekt nahe zu legen, eröffnet, daß sie in Zukunft weder Franzen machen, noch diese ihre Kunst einem Franzosen oder Niederländer oder sonst einem Fremden lehren dürften. Damit war aber den Niederländischen Posamentierern der Lebensfaden durchschnitten. Das Verfertigen von Franzen bildete ja ihren Hauptnahrungszweig, und gerade darin waren sie unübertroffene Meister. Aber was sollte aus ihnen aus der Heimat mitgebrachten Kindern werden, wenn sie ihnen nicht ihre Kunstfertigkeit lehren durften? Wären die Eienkels in Frankfurt geblieben, so hätten sie ihren beiden Kindern und dem angenommenen nicht ihr Handwerk lehren können, Georg und Peter Eienkel und der Christoph Thiel wären nicht Posamentierer geworden, ein blühender Buchholzer Industriezweig wäre nicht in's Leben gerufen worden.

Doch nicht einmal mit dieser Vergewaltigung sich begnügt, ging der Magistrat noch weiter. Denn während in Hamburg die Regierung durch einen Traktat mit der dortigen niederländischen Kolonie derselben eine klare und sichere Stellung angewiesen hatte, fehlte es in Frankfurt völlig an einer solchen rechtlichen Grundlage. Und so war dem Kleinlichen Treiben der die unliebsame fremde Konkurrenz fürchtenden Zünfte Tür und Tor geöffnet. So konnte denn der Magistrat den Beschluß vom Jahre 1572 fassen: „Was wahrhaft stattliche Personen wären, zu Bürgern zu nehmen, anderes aber, so noch nicht Bürger und armes Gesindel und schier meistens Posament- und Schnurmacher seien (deren man doch nicht viel Ruhens habe) aus der Stadt ziehen zu lassen.“

Kam auch eine solche strenge Scheidung nicht zustande, und blieb es bei dem papiernen Beschlusse, so zogen doch Viele von den Fremden und auch die Eienkel'sche Familie enttäuscht weiter.

(Fortsetzung folgt.)



'n Großvat'r sei Bild.

Zwa Jahr is bal' numehro seit'r tut is
Dr alte Friedriß, unn sei Suh¹⁾, der Gust²⁾
Sieht in de Stadt zun Maler, dar sua gut is
Unn ne Altn moln will, daß 's net viel kusst.

„Ru“, spricht dar, „hot 'r dā a e Bild von ne Altn,
Daß ich ne moln ka dernach?“ — „Jh naa“,
Spricht Gust, „das habn mer nu grad net behaltn,
Dos schadt a nisch, das is do anerlaa“.

„Jh werd's Euch schie derzähle wie 'r aussah: ³⁾
A erbers⁴⁾, guts Gesicht un graae Haar,
A Zahluck unt'n un — a rasche Hausplag' —
Die alte Pfeif im Maul egal fürwahr.“

Un graae Bart, wenn ar sich net rasiert hat,
Un blaue Aegen, rasch in 'n Ohr an Ring,
Un wenn mei Fraa mal über'n Qualm schimpfiert hat,
Do schub er's Mühel uf de Seit un ging.“

Drauf saht dr Maler: „Guter Maa, das geht net!“
„Bis stille“, spricht dr Gust, „ich will's Euch sa'n ⁵⁾:
A Maler muß das könne, drüm da red't net —
Un wenn's zwa Taler kost't, ich wend' se dran.“

Ar is a gange drauf. Da lacht dr Maler
Un malt ne Fried sei Bild, so gut sich's macht,
Nach dar Beschreibung un für die zwa Taler.
— Dr Gust war ganz gerührt un fleischt ⁶⁾ wie'r 's bracht.

Gleich übern Kannepee da tat er's Bild aufhänge
— Dar alte Maa, ar war ne doch su gut! —
„Du guter Vater“, spricht 'r, „sollt mer's denke,
Su hast de dich verändert seit dein Tod?“

¹⁾ Sohn. ²⁾ Gustav. ³⁾ aussah. ⁴⁾ wohlgeformt. ⁵⁾ sagen.
⁶⁾ weinte.

„s ka sei — aa nett!“

Wie wuhl a jeder wuß, war unner guter König Albert
mei Toog a passianierter Gaagr. Kaa Barg warn na za huch,
kaa Tool za weit — kurzim, aar hat a Ausdauer wie kamt
a annerer. Wenn's nu of da Gogd gieng, do lawerierit¹⁾
garn mit dan Fershtern un annern Harrn vun dan un vun
gen un frait²⁾ sieh, wenn daar odr genr aa sen Bruchn drzu
goob. Bei daar Gaagerei warn net eppr ner hucha Leit mit
Ordnsschternla un Bandla drbei, i Gott bewahra, aa aasaha
Mannr hattn die Grad, miet za googn. ³⁾

Do is eich bei daara Gelaangt⁴⁾ amool a schiens Ding
gepassiert. Mei gutr König war do of in bekanntu Revier mit
mannig gruñ Harrn uf dr Gogd. Dr alta Ehrerschter, trestn
dr liewa Gott, loss naahma haar, un geleich hintnoch gieng
dr alta Griesaml — a Karl vun altn Schrut un Kurn — daar
schu a mannicha Gogd mitgemacht hat, un vir gewöhnlich miet
treibn muß, aa als Hulzmachr war'r sen König als ver-
schmigt's Schindost bekanni. Seit obr schleppit dan gruñ
Leitn ihr Gogdzeug — da Flintla, Hirschfänger, da Gogdtasch
un annern settn Grampl — hinnerhaar.

Sa mocht schu rasch weit gewannert sei, un vullnds,
wenn's amool bargauf und bargo, durch Huchwald un niedrige
Fichtla gieht, do kriegt mr mieda Baa un in langa Moong.
Su warfch bei dan Leitna heit aa. Mei gutr König mocht de
Laaferei aa soot hoom.

Dr alta Ehrerschter hätt garn a Schtiehla agebutn, obr
wuhaar aans namma? Sieh nei in da nassn Beerhibln jehn
un siehs Reihn huchln, do drfir dankt aa a geder. — Halt! —
In dan Angblick kimmt 'n Fershter a gescheit'r Eifall.

Nar denkt an sen hinnerhaar tratschitn Griesaml, daar
eppr vir in Viertlgahr a Bankl aus lautr biegena Schtangla
zwischen zwee Fichtla zamgepaßt hat! Dr alta Griesaml,
daar die vrmoledeita⁵⁾ Schtrampelei aa bal' soot hat, war
fruh, wie sa na lekt'n huchn Buchstirzer⁶⁾ hinner sieh hattn,
denn seina altn Baa brummitn wie na Kimmelnand sei gruñ
Bakgeig. Kamt warn sa im da gruñ Waldblöß nimm —
richt'g, hintn in dr Ed zwischn zwee achtgaahring Fichtla schtand
a scharmants Bankl, aus schwacha Schtangla. Wie sa nah
warn an dan Bankl, do maanit dr kurzbaanita Ehrerschter
zun König:

„Hier, Majestät, dieses Bänkchen, hervorgegangen aus dr
Hand des alten Holzhackers R., soll sein in dieses Waldes Ein-
samkeit ein stilles Ruhe- und Rastplätzchen für Eure Majestät!“

Mei König beguckt sieh das Bankl vun uhm un vun unt'n,
vun hintn un vun vorn, un wenn'r aa schu's Lachn vrbeihn
wullt, obr 's fuln na schwaar, rasch schwaar; denn Baa hat dr
alta Saml an das Bankl nagericht — meh wie za lang, doß mr
ben Drausschn ersicht a Letterla⁷⁾ hätt aalegn mögn. Drimm
maanit aa dr König zun altn Griesaml:

„Nun, alter Freund, sagt doch einmal, wo habt Ihr den
eigentlich das Maß zu den ungewöhnlich langen Bankbeinen
hergeholt? Doch nicht etwa von den Beinen Ihres Herrn
Oberförsters?“

„Do net gerood“, saht dr Saml, „obr iech denk, osaang⁸⁾
ka mr allemool noch, is net uhm, nu do is unt'n! Rasch obr
hoom Sa doch! 's is was Gott wahr, je ältr un greßr mr
werd, desto daamischr un dümmmer werd mr obr aa!“

Unner altr, gutr König lacht übr daara Red gerod aa un
sah zun schmunzlitn Griesaml:

„Nun, da möchte ich nur wünschen, daß das nur bei Ihnen
zutrifft!“

Dr Saml zug sen Kup ei wie drham sei gruñer Kuhnigel-
maa⁹⁾, un maanit ganz treiharzig:

„J, nu freilich, 's trifft amenda schu bei mr zu, — obr in
dr Welt giehts 'n Mensch'n wie 'n Leitn — 's ka sei — aa net!“

¹⁾ sprach. ²⁾ freute sich. ³⁾ jagen. ⁴⁾ Gelegenheit. ⁵⁾ nichts-
tauchend. ⁶⁾ Buchstirzer, Name für ein Feld. ⁷⁾ Letterchen.
⁸⁾ absägen. ⁹⁾ Männliches Stüd der Kuhnhasen.

Der Uebel größtes . . .

In einem Fremdenbuch zu Großeislingen finden sich fol-
gende Verse:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht.

Der Uebel größtes aber sind die Schulden.

Darunter hat ein anderer geplagter Erdensohn geschrieben:

Die Schulden sind der Uebel größtes nicht,

Der Uebel größtes ist die Zahlungspflicht.

Das paßte wieder einem Dritten nicht, der protestierte:

Auch dieses ist der Uebel größtes nicht;

Denn übler noch ist der daran,

Der zahlen soll und nicht bezahlen kann.

Dazu bemerkte ein Viertes:

Du irrst dich, Freund, nicht schlecht,

Du kennst des Lebens Not nicht recht;

Den Schuldner kümmern Schulden nicht

Er lacht dem Gläubiger ins Gesicht. —

Am schlimmsten geht es diesem oft,

Weil er umsonst auf Zahlung hofft.

Illustrierte Wochenbeilage

der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 7.

Sonntag, den 13. Februar

1927.



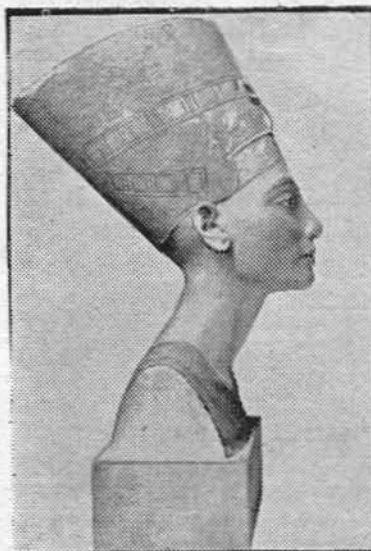
Exkronprinz Carol von Rumänien.

Carols Rückkehr.

Nach Meldungen aus Bukarest steht die Rückkehr des Kronprinzen Carol von Rumänien, der dieser Tage mit der Kronprinzessin Helena in Italien zusammentrifft, nach Bukarest bevor. Die Heimkehr soll auf das Drängen des franken Königs zurückzuführen sein, der seinen Sohn noch einmal zu sehen wünscht. Bratiannu, der sich der Rückkehr bisher immer widersetzt hat, steht nunmehr ziemlich allein da. Die nationale Bauernpartei hat alle Parteien aufgefordert, die nochmalige Einberufung des Kronrates zu fordern, der die Thronfolge endgültig regeln soll. Die Regierung hat diese Kundgebung konfiszieren lassen.

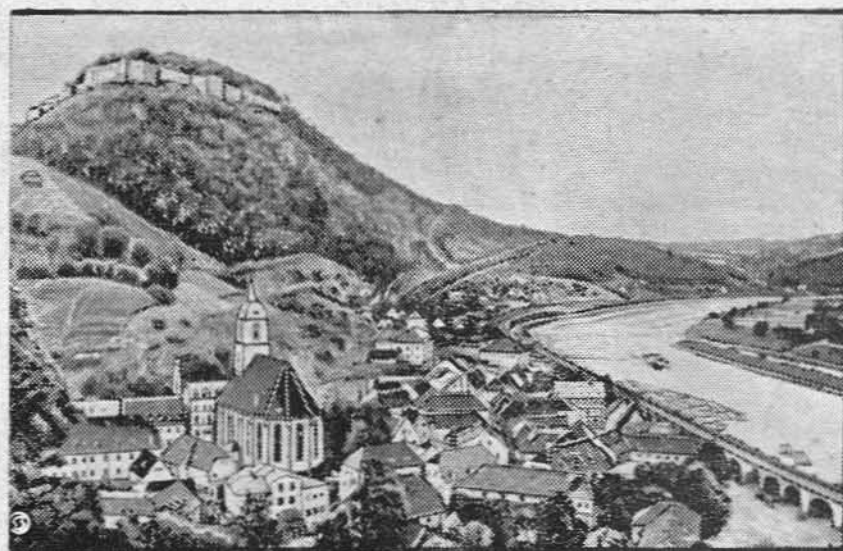


Exkronprinzessin Helena mit Sohn.



Um den Kopf der Nefretete.

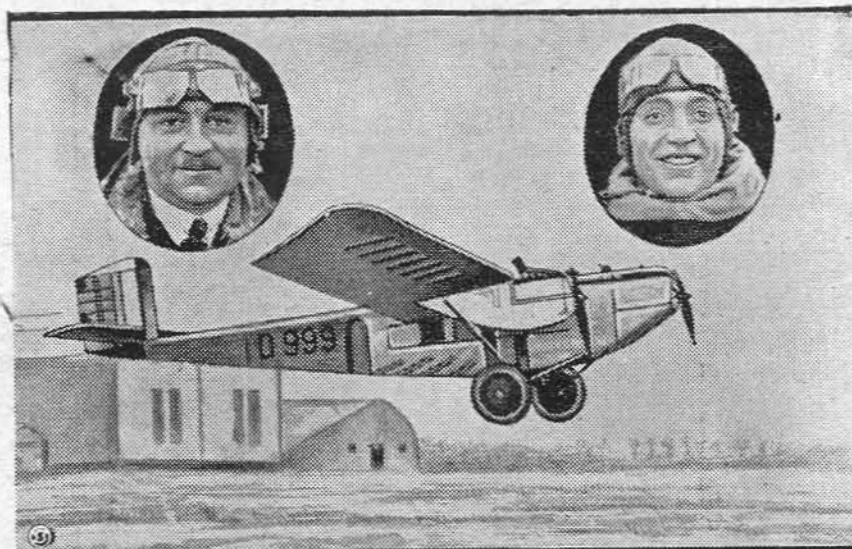
Die ägyptische Regierung hat dem deutschen Ägyptologen, Prof. Dr. Ludwig Borchardt, die Erlaubnis zu neuen Ausgrabungen in Tel-el-Armarna verweigert. Die ägyptische Regierung beschuldigt Prof. Borchardt, die Büste der Königin Nefretete, die heute mit zu den schönsten erhaltenen ägyptischen Kunstwerken zählt, nach Deutschland genommen zu haben.



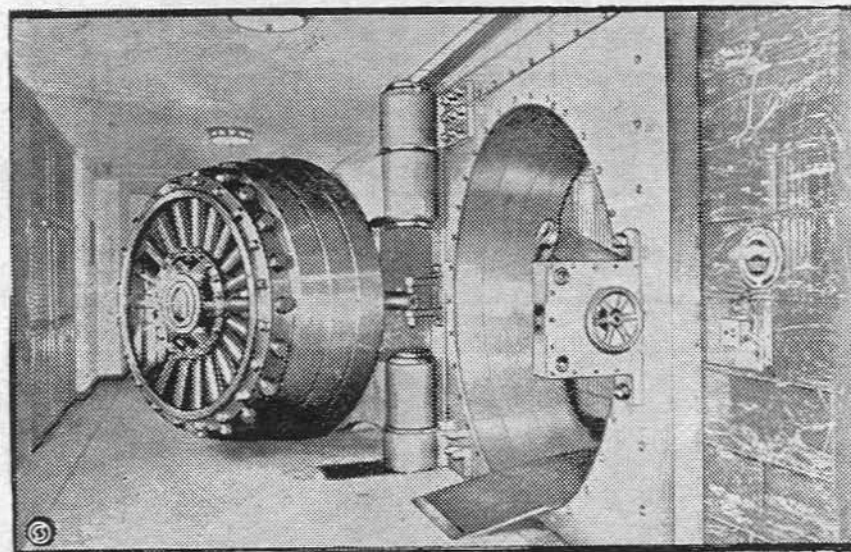
Ein Schwebebahn-Projekt Königstein—Lilienstein.

Die seit langem geplante Seilschwebebahn von Königstein über die Elbe nach dem Lilienstein soll nunmehr ausgeführt werden. Die Bahn wird zur Beförderung von Personen und Lasten eingerichtet, die Talstation soll in die Nähe des Schützenhauses kommen. — Unse. Bild zeigt einen Blick auf die Festung und Stadt Königstein.

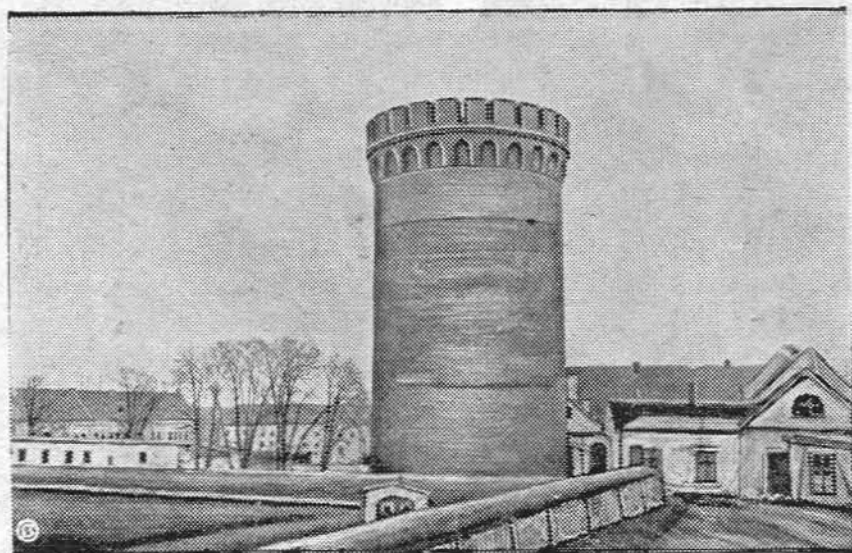
Erzgebirger! Euer Heimatblatt ist die Obererzgebirgische Zeitung.



Das neue Rohrbachflugzeug kurz nach dem Start.
(oben links: Chefpilot Steindorf.)

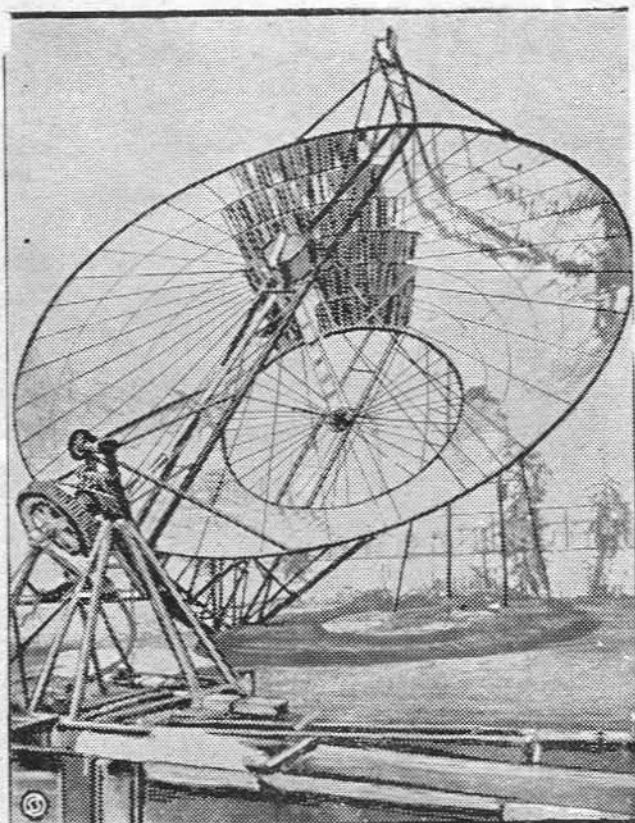


Die Safetür der First National-Bank.



Das Ende des Juliussturms.

Der alte Spandauer Juliussturm, das Wahrzeichen Spandaus, in dem der Kriegsschatz des Deutschen Reiches in Höhe von einer Milliarde in gemünztem Golde aufbewahrt wurde, wird nunmehr niedergelegt werden. Damit verschwindet das bekannteste und älteste Wahrzeichen Spandaus und der letzte Rest der in nächster Nähe Berlins gelegenen Festungswerke überhaupt. Die Niederlegungsarbeiten sind bereits im Gange.



Der Sonnenmotor.

Die Benützung der Sonnenwärme als Kraftquelle ist ein altes, aber bisher noch immer ungelöstes Problem. In Kalifornien hat man nun die oben abgebildete Sonnenkraftmaschine konstruiert. Es ist eine Dampfmaschine, deren Stahlzylinder in der Mitte 800 Liter Wasser enthält, das durch die Sonnenwärme erhitzt wird. Die Sonnenstrahlen werden durch ein Spiegelsystem aufgefangen und auf den Wasserzylinder reflektiert. Die Maschine treibt ein Pumpwerk, das in der Minute 5000 Liter Wasser pumpt.

Fünf deutsche Fliegerweltrekorde.

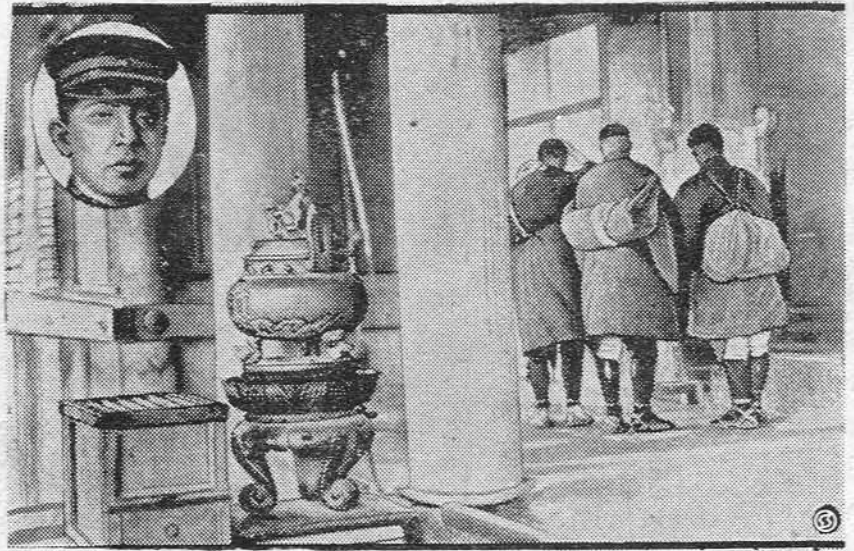
Das zweite Rohrbachsche Verkehrsflugzeug „Roland“ unternahm dieser Tage in Staaken Versuche, die bestehenden Welthöchstleistungen seiner Klasse zu unterbieten, die alle restlos glückten. „Roland“ gelang es, nicht weniger als fünf neue Weltrekorde aufzustellen, die von den Sportzeugen als einwandfrei bestätigt wurden.

Panzertolosse.

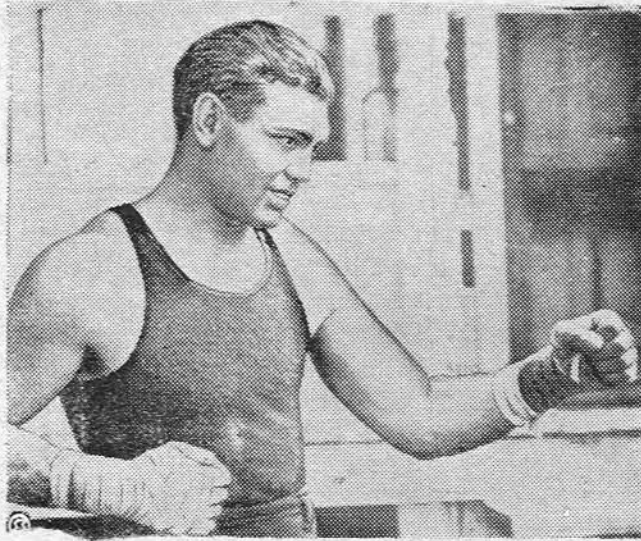
Die modernen amerikanischen Schatzkammern, die Riesentresore der Finanzinstitute sind ein phantastisches System von Sicherungen gegen alle Arten des Einbruchs. — Unser Bild zeigt die Safetür der First National-Bank von Jersey City. Die Tür hat ein Gewicht von 96 Tonnen, über der Panzertür ist eine Reihe von Löchern angebracht, aus denen bei unfugtem Eintritt überhitzter Dampf ausströmt.

Auch Peking protestiert.

Die voreiligen Truppensendungen nach China haben die englische Regierung in eine außerordentlich ungünstige Lage gebracht. Trotz aller Erklärungen, daß es sich um eine reine Verteidigungsaktion handle, um die englischen Rechte zu wahren, rufen diese Truppensendungen in der chinesischen Bevölkerung schwere Beunruhigungen hervor. Die englische Regierung sieht sich nun mit ihrer aggressiven Politik bei allen europäischen Mächten und bei Amerika und Japan völlig isoliert. Dazu kommt, daß der Sohn Tschangtschins, Chan Hsueh-Liang, öffentlich erklärt hat, daß auch Nordchina bereit sei, gemeinsam den Kampf mit Südchina gegen England zu führen.



Chinesisches Truppenwerbebüro.



Dempsey schwer erkrankt.

Der Boxweltmeister Jack Dempsey ist, wie die Zeitungen melden, in Los Angeles an einer Blutvergiftung am Arm schwer erkrankt. Obwohl die ersten Ärzte bemüht sind, die Ausbreitung der Vergiftung zu verhindern, befürchtet man doch, daß die Folgen der Blutvergiftung so ernsthaft sein werden, daß Dempsey nicht mehr im Boxring erscheinen kann.



Schneider bei der Herstellung der Ministerfracks.

Zur Eröffnung des englischen Parlaments.

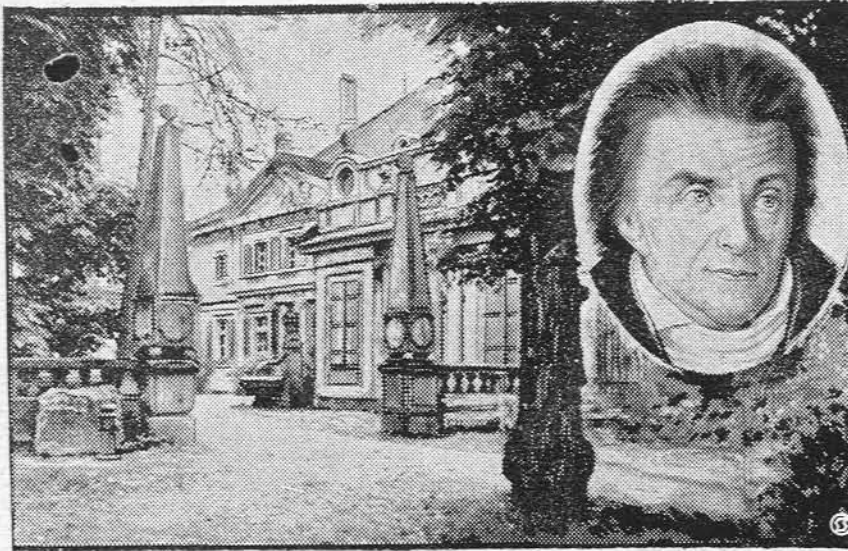
Die Eröffnung des englischen Parlamentes ist alljährlich ein feierlicher Akt, bei dem es von seltsamen Uniformen, goldbestickten Ministerfracks, gewaltigen Amtsketten, historischen Uniformen der Parlamentsdiener, Staatskutschen des Königs u. ä. Dingen wimmelt.



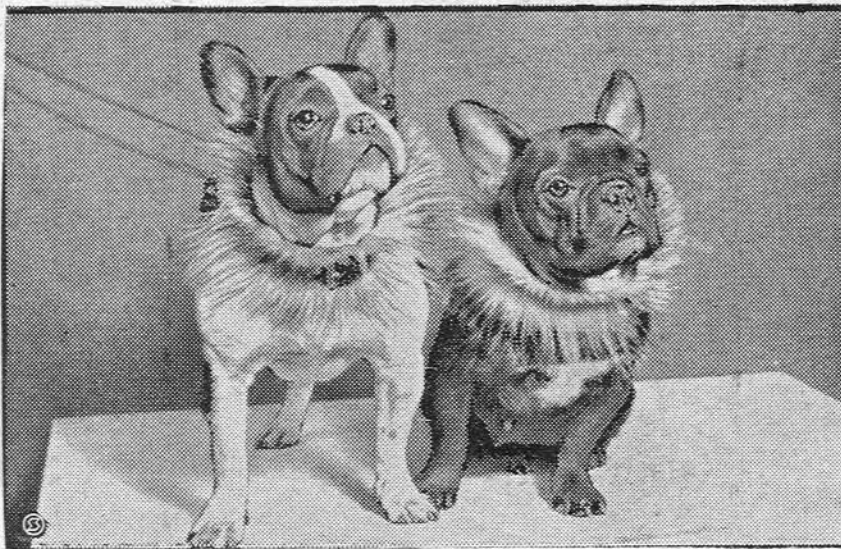
Mit Junters übers weiße Meer.

Eine deutsche Tierfangerexpedition.

Eine deutsche Forschungs- und Tierfang-Expedition ist mit Juntersflugzeugen zum Weißen Meere vorgedrungen. Die Eskimos haben ihre Gäste in der verschneiten Weltabgeschiedenheit freudig und begeistert empfangen und mit großem Interesse das neue Verkehrsmittel angestaunt. Das Flugzeug, das den russischen Namen „Mos Sowjet“ (Z. 13) trägt, bei seiner Landung in Pod Kammenno Tunguskoje 62 Grad nördlicher Breite. Die Lapplandeskimos umstehen mit ihren Renttieren den Wundervogel.



Landhaus Kleearten im Kanton Bern.
(Im Oval: Pestalozzi.)



Zwei Preisträger.

Der Freund der Kinder.

Am 17. Februar werden es hundert Jahre, daß Johann Heinrich Pestalozzi in Brugg (Aargau) verschied. Als Sohn eines Chirurgen am 12. Januar 1746 in Zürich geboren, widmete sich Pestalozzi zunächst dem Studium der Theologie und der Rechte. Durch die Lektüre von Rousseaus „Emilie“ begeistert, gab er jedoch seine Studien bald auf und beschloß, ein Reformator der Volkserziehung zu werden. Er gründete und leitete nacheinander mehrere Erziehungsanstalten. Ein langes Bestehen war diesen Instituten jedoch nicht beschieden. Trotzdem gilt Pestalozzi als der hervorragendste Pädagoge der neueren Zeit, und sein Leben ist außerordentlich fruchtbar und segensreich dadurch gewesen, daß er die Liebe zum Erzieherberuf in weitesten Kreisen zu erwecken verstanden hat.

Die Hunde-Ausstellung.

An den beiden letzten Tagen der Grünen Woche fand in der alten Autohalle des Berliner Messegeländes eine Hundeschau mit Prämierungen und Hundewettrennen statt. — Unser Bild zeigt zwei mit dem ersten Preise ausgezeichnete Bulldoggen, links Rüde „Mikado de Saint Severin“, Schafe, der bereits 13 erste Preise und eine goldene Medaille erhielt, rechts Hündin „Loni von Habsburg“, Schwarz, wurde bereits 12 Mal mit dem ersten Preise prämiert.

HUMOR DER WOCHE

Lustiges aus Kindermund. Die vierjährige Hertha fängt bei Tisch plötzlich jämmerlich an zu weinen. „Was fehlt dir denn?“ fragt die Mutter. — „O, meine bösen Zähne haben mir auf die Zunge getreten.“

Die Hauptsache. „Was sagen Sie denn zu dem neuen Werk des Professors B., das ich Ihnen neulich gab?“ — „Ganz gut — ist völlig einwandfrei; auf Seite 476 fehlt ein Komma, Seite 520 mußte das „daß“ mit ß geschrieben werden. Ich habe es am Rande vermerkt.“

Die Krone der Schöpfung. In der obersten Klasse einer höheren Mädchenschule richtet der junge Studienassessor, der die Schöpfungsgeschichte durchnimmt, an seine Schülerinnen die nicht ganz leichte Frage: „Warum schuf Gott zuerst den Mann, und dann erst das Weib?“ — „Das ist doch ganz klar,“ erwiderte eine höhere Tochter, „der liebe Gott wollte erst mal die Geschichte ausprobieren, bevor er an die Hauptsache ging.“

Kleine Verwechslung. Ich sitze eines Abends zu Hause und lese. Ich bekomme Besuch. — „Ach, was lesen Sie denn da?“ — Ich antworte: „Gustav Mahlers Briefe.“ — Der Besuch: „Gustav — — — Sie meinen Courths Mahler!“

Die Unglückszahl. Fräuchen: „Mama, nicht wahr, dreizehn ist eine Unglückszahl?“ — Mama: „Wie kommst Du denn darauf, Fräuchen?“ — Fräuchen: „In meiner Klasse sind wir dreizehn Tugens, und ich bin immer der Dreizehnte.“

Der aufmerksame Chemann. Sie (zu ihrem Manne, der von einer Bergpartie heimkehrt): „Was mußt Du im Schmutz herumgewatet haben! Schau' mal Deine Schuhe an — die reine Schlammfüße!“ — Er: „Ach, das habe ich absichtlich so gemacht, damit Du doch auch einen Begriff von der schönen Gegend bekommst.“

Der Schlaumeier. Der Lehrer sagt in der Schule: „Ich werde euch zwei Fragen stellen. Wer sie richtig beantwortet, braucht morgen das Diktat nicht mitzuschreiben, und wer die erste Frage innerhalb einer Minute beantwortet, braucht die zweite nicht zu beantworten. Also paßt auf, jetzt kommt die erste Frage: „Wieviel Haare hat ein Pferd?“ — Sofort meldet sich der kleine Kohn: „532 625, Herr Lehrer.“ — „Nanu, woher weißt du denn das so genau?“ fragte der Lehrer erstaunt. — „Das ist die zweite Frage, die brauche ich nicht zu beantworten.“